

Die Neue Welt.



№ 19.]

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

Der Pfarrer dachte in diesem Augenblick an den Förster und seine Brautwerbung und er brachte mit dieser den Wald in Verbindung. „Gottloser Mensch, dieser Blumenthal,“ sagte er laut, „gottloser Mensch! Aber seien Erlaucht Herr Graf ohne Sorge, sollte es, was Gott in Gnaden verhüten möge, wirklich ein Dokument über den Wald geben, dann werde ich es aufzufinden wissen.“

„Nehme Ihre Hilfe an, Pfarrer,“ sagte der Graf. „Aber schnell muß hier gehandelt werden. Der Blumenthal ist im Stande, Ihnen den Vorsprung abzugewinnen.“

„Ich hasse diesen Menschen aus tiefster Seele,“ sagte der Pfarrer, „ich hasse ihn, wie der Reine den Unreinen, der Gerechte den Gottlosen haßt.“

„Damit ist noch nichts gethan, Pfarrer,“ sagte der Graf.

„Werde Alles thun, was nöthig erscheint. Besitzen Erlaucht vielleicht einen Bekannten bei den Behörden, der die Rückberufung des gefährlichen Menschen veranlassen könnte?“

„Glücklicher Gedanke!“ rief der Graf erfreut aus, — „Aber geht nicht so schnell, vergehen mehrere Tage.“ —

„In denen soll er nicht schädlich sein.“

„Gut, werde sofort Schritte thun.“

„Und nun, Erlaucht, unser Herr und Heiland sagt: „Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer. Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Frommen.““

„Was soll das, Pfarrer?“ fragte der Graf.

„Daß Erlaucht sich Egler's erbarmen und ihn in die Stadt zur Kur schicken. Gott wird Sie dafür reich belohnen.“

„Pfarrer, Pfarrer!“ sagte der Graf. „Höllische Kenntniß von Bibel! Geht aber nicht, Pfarrer, würde Bauern übermüthig machen. Blättern Sie weiter in Schrift, wird sich schon Besseres finden lassen.“

Der Pfarrer nahm wieder eine Priese und schüttelte den Kopf. „Es will mir nichts Besseres einfallen, Erlaucht,“ sagte er; „Bauern mußten nicht mehr, ein Peitschenhieb macht sie auf Jahre zittern.“

Der Graf schritt überlegend einige Male im Zimmer auf und nieder und blieb dann wieder vor dem Pfarrer stehen. „Ich will Ihrem Rathe folgen, Pfarrer,“ sagte er. „Nachmittags schon soll Fuhrwerk Bauern abholen.“

„Der Herr wird Ihre Barmherzigkeit segnen!“ antwortete der Pfarrer.

„Wollen's hoffen, wollen's hoffen!“ sagte der Graf. „Selbstverständlich, daß ich Aussteuer übernehme für Ihre Braut. Wann soll denn Hochzeit sein?“

Der Pfarrer seufzte tief auf. „Ach, Erlaucht, die Weiber, die Weiber!“

„Wäre vernünftig gewesen, wenn Sie Heirath gelassen — schon zu alt für Jugendthorheiten. Aber was seufzen Sie, Pfarrer?“

„Seitdem der Blumenthal hier ist . . .“

„Da ist's bei Braut nicht geheuer, kenne Geschichte. Na, schlagen da zwei Fliegen mit einer Klappe. Weg soll er auf alle Fälle.“

„Wie würde ich glücklich sein, Erlaucht. Der Förster sagte mir, daß er sich hier niederzulassen gedenke.“

„Wollte Sie in Angst jagen — denkt nicht dran. Will im Gegentheil bald wieder in seine Heimath zurück.“

„Wenn er nur schon fort wäre!“ seufzte der Pfarrer wieder.

„Ohne Stall Besuch abzustatten,“ ergänzte der Graf lachend.

„Ich laufe ja nicht allein Gefahr, Erlaucht. Denken Sie doch daran, wie dieser Mensch von Schloß Rabenberg fortgegangen?“

Graf Hugo lehnte sich zum ersten Male um und blickte erwartungsvoll auf den Pfarrer. Der Graf selbst schien von dieser Erinnerung nicht angenehm berührt zu sein.

„Wie war das, Pfarrer?“ fragte Graf Hugo. „Möchte Klarheit haben über dunkeln Punkt.“

„Können ja andermal sprechen,“ lenkte Graf Falkenburg ab. Der Pfarrer verbogte sich, Graf Hugo schwieg.

Es entstand einen Augenblick Schweigen. Der Pfarrer unterbrach es, indem er fragte:

„Er wird also zurückgerufen werden?“

„Hoffe zuversichtlich, Pfarrer; können, denke ich, ohne Sorge sein.“

„Ich begreife überhaupt nicht, wie Erlaucht diesen Menschen auch nur eine Stunde unter Ihrem Dache dulden können.“

„Ist ja vom Gerichte geschickt für Vorarbeiten. Aber Ruhe, Pfarrer! Werden bald erlöst sein.“

Der Pfarrer nahm jetzt Hut und Stok.

„Je früher, desto besser, Erlaucht. Wenn er nur kurze Zeit fort ist, dann ist schon viel gewonnen. Die Marie Köhler soll er nimmer bekommen.“

„Vergessen Sie den Wald nicht, Pfarrer!“

„Wird Alles bestens besorgt werden!“ antwortete dieser. Er verabschiedete sich jetzt von Vater und Sohn und entfernte sich.

„Brauchbarer Mensch!“ sagte Graf Falkenburg, ihm nachblickend. „Für jedes Geschäft verwendbar. Kommt sehr gelegen, daß der Blumenthal grade auf die Marie Köhler gefallen.“

Er schritt jetzt wieder einige Male im Zimmer auf und ab und blieb dann vor seinem Sohne stehen. „Du wirst Spazierritt nach Rabenberg machen,“ sagte er. „Müssen bald zum Abschluß mit Geschichte kommen. Wenn auch Heirath noch hinauszuschieben, aber Verlobung muß bald sein. Blutsauger, der Silberberg! schreibt alle Tage Mahnbrieife — müssen zu Ende kommen!“

„Schon so gut wie zu Ende,“ antwortete Graf Hugo. „Bar gestern sehr gut aufgenommen. Etwas leidend noch, Fräulein von Rabenberg — aber heiterte sie auf, wurde mir sehr leicht. Hatte großen Erfolg.“

Er drehte wieder die unsichtbaren Spitzen seines Bartes.

„Gut, gut!“ sagte Graf Falkenburg, zufrieden mit dem Kopfe nickend. „Vergiß nicht, daß einziges Kind, und Gut und Vermögen erbt.“

Graf Hugo verließ jetzt das Zimmer und ging in den Hof. Dort näherte sich ihm Heilmann und überreichte ihm einen Brief.

„War gestern Abend noch ein Bote hier vom Kaufmann Silberberg und wollte durchaus Erlaucht sprechen.“

„Unverschämtheit! Wenn wiederkommt — 'nauswerfen!“

„Ich glaubte, Erlaucht nicht stören zu dürfen und wies ihn ab.“

„Recht so, recht so! Bucherer wird unverschämt. Millionenhund das — darf gar keine Geschäfte mehr machen.“

„Er ließ mir den Brief zurück; ich meinte, große Eile würde er wohl nicht haben.“

„Gar keine, gar keine. Wäre nichts verloren gewesen, wenn ihn gar nicht bekommen hätte.“

Er setzte seinen Weg fort, erbrach im Gehen den Brief und las:

„Erlaucht! Ich bin in großer Verlegenheit und brauche dringend Geld. Wollen Sie gütigst mir durch Ihren Herrn Vater eine Abschlagszahlung von 2000 Thaler in den nächsten acht Tagen anweisen lassen. Die Zahlung der übrigen 4000 Thaler könnte dann bis nach ihrer Verheirathung hinausgeschoben werden. Silberberg.“

„Millionenhund!“ murmelte Graf Hugo, als er gelesen. „Abschlagszahlung von circa 2000 Thaler! Kerl muß verrückt sein — habe keine 2000 Pfennige. Werde nie wieder mit solchem Lump Geschäfte machen.“

Er knitterte den Brief zusammen und steckte ihn in die Tasche.

„Verheirathung! Was ist Sidonie gegen muntere Fanny! Fanny Sonne — Sidonie Mond, elender, langweiliger Mond. Wünschte, wäre wieder in Breslau. Heiße Sehnsucht nach reizender Fanny. Wenn nur Heirathskontrakt erst abgeschlossen wäre! — Pfarrer muß mir reinen Wein einschenken über Abschied von Menschen da von Rabenberg — werde schon sehen, was los war.“

Er trat in den Pferdestall.

* * *

Langsamen, gemessenen Schrittes wandelte der Pfarrer den Weg dahin, der nach Schönenberg führt. So lange er sich noch im Angesichte des Schlosses befand, blieb sein Gesicht unverändert. Die reine Frömmigkeit leuchtete aus seinen Augen, und wer ihn

so dahinschreiten sah, mußte wohl auf den Gedanken kommen, daß bei seinen himmlischen Betrachtungen die irdische Welt um ihn her jedes Interesse verloren, und doch waren es sehr nahe-liegende Dinge, die ihn beschäftigten. Als er in den Wald trat, wo er vor unliebsamer Beobachtung sich sicher wußte, veränderte sich plötzlich sein Gesicht. Er blieb stehen, und mit Wohlgefallen schweiften seine Blicke durch den Wald.

„Also dies ist der Wald!“ sagte er. „Er ist mir doch noch nie so schön vorgekommen. Prachtvolles Holz! Und alles das soll dem Egler gehören! Ei, ei, Förster — beginne, auch doch in die Karten zu blicken! — Sollte er etwa schon den Vertrag haben? — Teufel, das wäre ein schlechter Spaß. — Der Egler kann ihn kaum besitzen, sonst hätte er es nicht ruhig mit angesehen, daß man ein Forsthaus in den Wald gesetzt.“

Er ging ein Stück weiter, blieb aber bald wieder stehen.

„Woher dieser Blumenthal nur die Witterung von dem Wiesenvertrage haben mag? Muß ihn doch sorgfältig verwahren. Kostbares Dokument, Erlaucht, kostbares Dokument! — Also eine Aussteuer für den Waldvertrag! Wollen sie uns erst ansehen, Erlaucht. Für ein Lumpengeld ist der Vertrag nicht zu haben! Nach der Hochzeit frug er. O die Weiber, die Weiber! Wie sie mich erstaunt ansah, als ich davon anfang — als ob sie aus den Wolken fiel. Und da habe ich nun zwei Jahre fast gearbeitet, zwei Jahr mich gemüht, das verstockte Herz zu erweichen und bin grade wieder dort, von wo ich ausgegangen bin. Bei Gott, ich will dir ein neues Lied singen auf dem Psalter von sechs Saiten — erleuchte sie aber mit deinem Lichte, daß ihre Seele gerettet werde vom Untergang.“

Er hatte weitergehend das Forsthaus erreicht und überlegte, ob er eintreten oder weitergehen sollte; er entschied sich für das Letztere.

„Wenn der Förster das Mädchen ohne den Vertrag nehmen muß, dann wird er Feuer und Schwefel auf mein Haupt herabrufen. Aber warum vertraut er mir nicht? Ist ein hoffärtiger Mensch und hat ein böses Maul, das kein Glück haben wird auf Erden. Aber es wird drauf ankommen, was er bietet. — Die Aussteuer kann gut werden — sie kann sehr reichlich ausfallen.“

Längere Zeit ging er wieder schweigend dahin. „Was ist denn das?“ fuhr er plötzlich auf. „Täuschen mich denn auch meine Augen nicht? Da steht ja der Förster mit dem Jörg und dazu ganz friedlich und freundschaftlich. Ei seht doch!“

Er hatte sich nicht getäuscht. In einiger Entfernung von ihm standen der Förster und Jörg auf dem Wege, anscheinend in eifrigem Gespräch mit einander.

„Das ist doch seltsam,“ sagte der Pfarrer. „Muß doch sehen, was das für eine Bewandniß hat.“

Bei seiner Annäherung trennten sich die beiden Männer rasch, und rechts und links vom Wege verschwanden sie im Walde.

Der Pfarrer ging kopfschüttelnd weiter. Am Kreuzwege angelangt, blieb er überlegend stehen. „Man muß das Eisen schmieden, wenn es warm ist,“ sagte er. Dann schlug er den Weg nach Waldau ein.

In der Hütte Egler's brach der Tod ein neues Leben. Tiefer neigte das lockige Haupt des kleinen Fritz sich und schwächer und schwankender wurde die Flamme des Lebens. Aber er will sich niederlegen, als ob er fühlte, daß er nimmer wieder sich aufrichten würde. Warum Frau Egler weint und schluchzt, warum sie verzweifelt die Hände ringt, während der Tod hier doch eine Wohlthat ist? Das vermag nur eine Mutter zu begreifen, deren Herz voll und warm für ihre Kinder schlägt. Sie liebte dieses Kind mit hingebender Zärtlichkeit, grade weil es so unglücklich, viel unglücklicher von der Natur bedacht war, als die anderen Kinder.

Am Bette kniet Martha. Angstvoll sind ihre Blicke auf den sterbenden Bruder gerichtet, der auch ihr Liebling gewesen. Sie hat seine kleinen Hände erfaßt und lauscht wie die Mutter athemlos seinen letzten Lebensregungen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Deutschlands ältester Geschichte.

(Fortsetzung.)

Sehen wir uns nun nach den persönlichen Bezügen dieser unserer Urahnen um, so finden wir die Familie auf Grund der Monogamie vollkommen ausgebildet. Hausherr und Hausfrau werden durch dasselbe Wort mit geschlechtlich verschiedener Endung bezeichnet: Pati und Patniāh. Ueber die Bedeutung später. Hier genügt, darauf hinzuweisen, daß durch diese Bildung die Gleichstellung des Weibes mit dem Manne bewiesen wird. Von Vielweiberei findet sich keine Spur. Einige Andeutungen indischer und deutscher Sage auf vereinzelt Vielmännerei scheinen in der Sprachüberlieferung keinen Anhalt zu haben — Fid erwähnt nichts davon. Aehnliche dunkle Andeutungen auf Geschwisterehe, für die selbst aus dem Sanskrit ein philologischer Grund, wie es scheint, mit Unrecht, hergeholt wurde, weist der Autor mit etwas überflüssiger Entrüstung zurück. Sein Ausfall gegen den Darwinismus gehört wahrlich nicht hierher und beweist gar nichts. Dagegen muß man ihm zugeben, daß die ungeheure Kraft des Nachwuchses jener Uration die Annahme eines Massenincestes bei derselben unbedingt ausschließt. Auch die sonstigen Züge, welche uns die Sprache für das Bild des alten Familienlebens liefert, sprechen für das Erwerben des Weibes aus fremdem Hause. Der Mann heißt Vira, der Begehrende. Die Schwiegertochter wird als „Söhnerin“ von der Tochter scharf unterschieden; der Schwiegervater sammt der Schwiegermutter als „Eigenherr“ und „Eigenherrin“ von Vater, Patar, d. h. Hüter, und Mutter, Mahtar, d. h. Zumeßerin; ebenso Bruder, Bhrahtar, d. h. Stützer, Helfer, von Mannesbruder, Daivar, d. h. Antheilnehmer. Der schöne sittliche Klang, den diese Worte haben, findet sich besonders stark bei den Bezeichnungen für Sohn und Tochter, Sunus, d. h. Zeuger, und Dhughtar, d. h. Sägerin. Treffend bemerkt Fid: „Es scheinen auf den ersten Blick sunu*) und dhughtar nur das Geschlecht zu bezeichnen und etwa nur zu bedeuten männliches und weibliches Kind. Allein es liegt in diesen Namen noch mehr. Vater und Mutter erkennen im Sohne, in der Tochter den künftigen Vater und Hausherrn, die künftige Mutter und Hausfrau an, und so ist sunu und dhughtar ein Zeugniß der Achtung und Ehrfurcht, mit der die Kinder von den Eltern angesehen und behandelt wurden. Noch mehr: es liegt in dieser Bedeutung auch ein gutes Omen, daß Sohn und Tochter auch zur Vater- und Mutterstellung gelangen und nicht vorzeitig hingerastet werden sollen. Dieser sittliche Klang haftet übrigens dem deutschen Sohn und Tochter, Vater und Mutter noch heute an, wie er einmal in Urzeiten hineingebracht worden ist.“ Es kam nicht stark genug betont werden, wie eben in der erwähnten „Achtung und Ehrfurcht“ der Eltern gegenüber den Kindern die einzige wahrhaft sittliche Grundlage der Ehe gegeben ist, durch deren Beachtung alle Schwierigkeiten in Bezug auf dies wichtigste Institut der Gesellschaft allein naturgemäß zu lösen sind, und deren Anerkennung bei unseren Urahnen uns deshalb besonders freudig berühren darf. Man beachte nur, wie es an sich näher gelegen hätte, die Begriffe Zeuger und Sägerin überhaupt als Mann und Weib zu spezialisieren (wie das alte Wort für Weib, Swanah, in der That die Gebärerin bedeutet), und wie faktisch eine solche moralische Erziehung dahin führen konnte, grade das Kind in Beziehung zu den Eltern so zu benennen, wie es geschehen ist. Sollte es speziell uns Deutsche nicht freuen, daß wir diese Vokabeln Sunus und Dhughtar als Sohn und Tochter bewahrt haben, wie neben uns noch die Indier (Suhnus und Duhitar), Iranier (Sunu und Dugdhar) und Litthauer (Suhnus und Dukteh)?

Eine Beschränkung der gesunden Familienentwicklung ist dagegen angedeutet durch das Fehlen von Bezeichnungen für Eidam und Wittwer, während doch, wie wir sahen, die Schnur benannt wird, und auch die Wittwe als Vidhavah, d. h. die Verwaiste,

*) Das s im obigen Sunus ist Nominativendung, Sunu der einfache Wortstamm.

ihre Kubrit findet. Der Grund liegt wohl in der großen räumlichen Trennung der einzelnen Häuser, die durch das Hirtenleben gegeben war und auf den Familienverkehr, also den Umgang mit der auswärts verheiratheten Tochter, sehr hemmend wirken mußte, wie auch dadurch die Stellung der Wittwe in ganz anderer Weise erschwert wurde, als die des Wittwers, der ja nach wie vor bei seinen Verwandten wohnte.

Für die ökonomischen und politischen Verhältnisse scheint es uns am Wichtigsten, daß der Name des Hausherrn, Pati, den Antheilbekommenden bedeutet. Das zeigt uns offenbar — Fid zieht übrigens diese Folgerung nicht — jenen primitiven Agrarkommunismus, von dem sich bei Indiern, Russen und Deutschen Spuren bis in die Gegenwart erhalten haben, nach dessen Prinzip die einzelnen Hofstellen einst in bestimmtem Turnus an die einzelnen Familienväter des Gaus oder der Gemeinde als Antheil auf Frist verliehen wurden. Hierher gehört wohl auch das Wort Vid, d. h. Gemeinde, und auch Haus mit Zubehör und auch Gesamtbesitz der Gemeinde — eine Mehrdeutigkeit, die jedenfalls eine scharfe Absonderung des Privatbesitzes aus dem Gemeindebesitz ausschließt. Der Sinn der merkwürdigen Vokabel wird von Fid das „Eintreten“ erklärt, so daß die Bedeutung „Haus“ die ursprüngliche wäre; eine etwas schwierige Vorstellungsaufgabe, zumal da sprachlich eine andere Erklärung, als das „Wechselnde“, ebenso möglich ist, die sich bei Erinnerung an die wechselnde Vertheilung der Vid mehr empfehlen dürfte. Die Bezeichnung des Hauses als Dama, das Zwingende (d. h. der Machtbezirk), zeigt die Vollgewalt des Hausherrn und der Hausfrau über ihre Hausgenossen und die fast souveraine Stellung der Familie dem Gemeinwesen gegenüber. Dieses selbst hat an der Spitze einen Vidpati, d. h. Hüter des Gemeinbegutes, der also wohl die regelmäßige Vertheilung der Hofstellen zu leiten hatte und wohl identisch war mit dem Nahgan, dem Einrichter, aus dessen Titel durch eine später zu erwägende gewaltsame Umgestaltung das lateinische rex und die neuromanischen rey, re, roi geworden sind, ohne daß man darum mit dem konservativen Autor zu sagen brauchte: „Wir ersehen daraus, daß unsere Urväter monarchisch regiert wurden und sich wohl dabei besaßen, wie ihre ferneren Enkel.“ So, Herr Professor? Das ist doch sehr kühn gefolgert!

Ein Amt wird freilich das Nahganthum nicht gewesen sein, sondern eine erbliche Würde, vermuthlich auf einer abergläubischen Verehrung einer Familie beruhend. Diese Art patriarchalischen Königthums finden wir ja überall am Anfang der Kultur, ohne daß dem „Monarchen“ darum eine willkürliche Gewalt zugestanden hätte. Er hat nur das Herkommen zu vollziehen; macht er dabei Uebergriffe oder geht es dem Stamme schlecht, so schlägt man ihn und alle Nahverwandten todt und nimmt den nächsten Angehörigen, auf dem keine Nachspflicht für die Getödteten lastet. So war vermuthlich die „Charte“ des Urvolks — von einer regelmäßigen, beratenden Versammlung der Hausväter, von einer Gliederung der Gemeinden unter einem Oberkönig, dem eine Art Volksvertretung zur Seite gestanden hätte, entwirft zwar Fid ein Phantasiebild, aber wirklichen Anhalt für solche Annahmen weiß er nicht beizubringen.

Zu bemerken ist noch, daß die Begriffe „Eigenthum“ von „zu etwas gelangen“, „Besitz“ von „erlangen“, „Wohlstand“ von „zuthellen“, „Habe“ von „spenden“ abgeleitet sind, was nachdrücklich gegen die Annahme altererbten Familienbesitzes und zu Gunsten wechselnden Gemisses des wechselnd ausgetheilten Gesamteigenthums redet.

Bestand nun aber das Volk nur aus Hausvätern, Hausmüttern und Hauskindern? Die Natur der Sache zwingt uns, Nein zu antworten; die Sprache aber zeigt uns erfreulicherweise keine Spur von Sklaverei oder Knechtschaft in milderer Gestalt. Ein Wort für Lohn ist allerdings vorhanden, Misdha, unser „Miethe“, von unbekannter Herkunft. (Fortsetzung folgt.)

Unsere Sänger.

„Das sind im trauten Waldesport
Die lustigen Bagabunden,
Die musizieren immerfort
Zu allen Tagesstunden.“

(S. Zeise.)

Wenn wir eine begeisterte und lebendige Schilderung des Urwaldes gelesen, wie wir solche von berühmten und anerkannten Reisenden genugsam besitzen, so stieg wohl unwillkürlich in uns der stille Wunsch auf, doch auch einmal mit eigenen Augen diese tropische Pracht anstaunen und bewundern zu können. Unsere Phantasie reicht nicht aus, diese Fülle der Bilder sich lebendig

vorzuzaubern, die selbst der Pinsel des Malers nicht vollständig wiederzugeben vermag. Wild schlingen sich die Zweige der altersgrauen Waldbriesen ineinander, Schmarogerpflanzen und Lianen winden sich fessellos durch die Gipfel und bilden mit den kamelien- und lorbeerartigen Blatterkronen der Bäume jenes dichte, un- durchdringliche Laubdach, welches den düstern, melancholischen Eindruck hervorruft. Und welche Fülle von Blüten und Blättern mischt sich in dieses wirre Durcheinander! Die Ingwergewachse mit feurigen, leuchtenden Blumen, Farrenkräuter mit frisch-grünen



1 Nachtigall. — 2 Mönchsgrasmücke. — 3 Zaunkönig. — 4 Rothfleckchen. — 5 Rinsenrohrsanger. — 6 Zaungrasmucke.

sauft sich neigenden Blattwedeln, Orchideen mit ihren phantastischen Blutenstrauen, die wie ein Fastnachtskonig der schaffenden Natur erscheinen, Musaceen mit den großen Riesenblattern, Aron- gewächse mit hunderterlei Blatt- und Blütenformen, Ananas- pflanzen, die wie das trauliche Nestlein eines Vogleins die Stämme und Aeste umgeben — alles dies sind unserm Auge so ungewohnte Erscheinungen, daß wir uns auch bei der treffendsten Beschreibung keine lebens- und naturwahre Vorstellung davon machen können. Und nun gar die zahllose Thierwelt, die sich in dieses Gewir der Blätter und Blüten mischt und die Mannich- faltigkeit des Eindrucks noch erhöht! Insekten, vom schimmerndsten

Farbenglanz umstrahlt, Vögel in den buntesten Federkleidern, „die dem feinsten Geschmack des Aesthetikers oder Künstlers durch die Harmonie ihrer Färbung, durch die zarten Uebergänge aus einem Farbenton in den andern, oder auch durch den bewundernswur- digen Glanz und Schiller entsprechen,“ schwingen sich in dieses wirre Meer gleich funkelnden Diamanten und leuchtenden Sternen. Und zieht die Nacht herauf, so steht keineswegs die Bewegung still, lebendig ist es auch dann noch im Dickicht, Kampf und Mord tobt um die belebten Quellen. Ueberwaltigend ist der Eindruck des Urwaldes, stumm steht der Mensch diesen Wundern der Schöpfung gegenüber. Aber doch kann derselbe ein deutsches

Gemüth nicht vollständig befriedigen. In ihm kann Niemand lagern und träumen, ihm fehlt die Waldesstille und Einsamkeit, die dem deutschen Wesen so sehr entspricht, die Poesie unserer Laubwälder, die innige Sprache, die zu unserm Herzen redet.

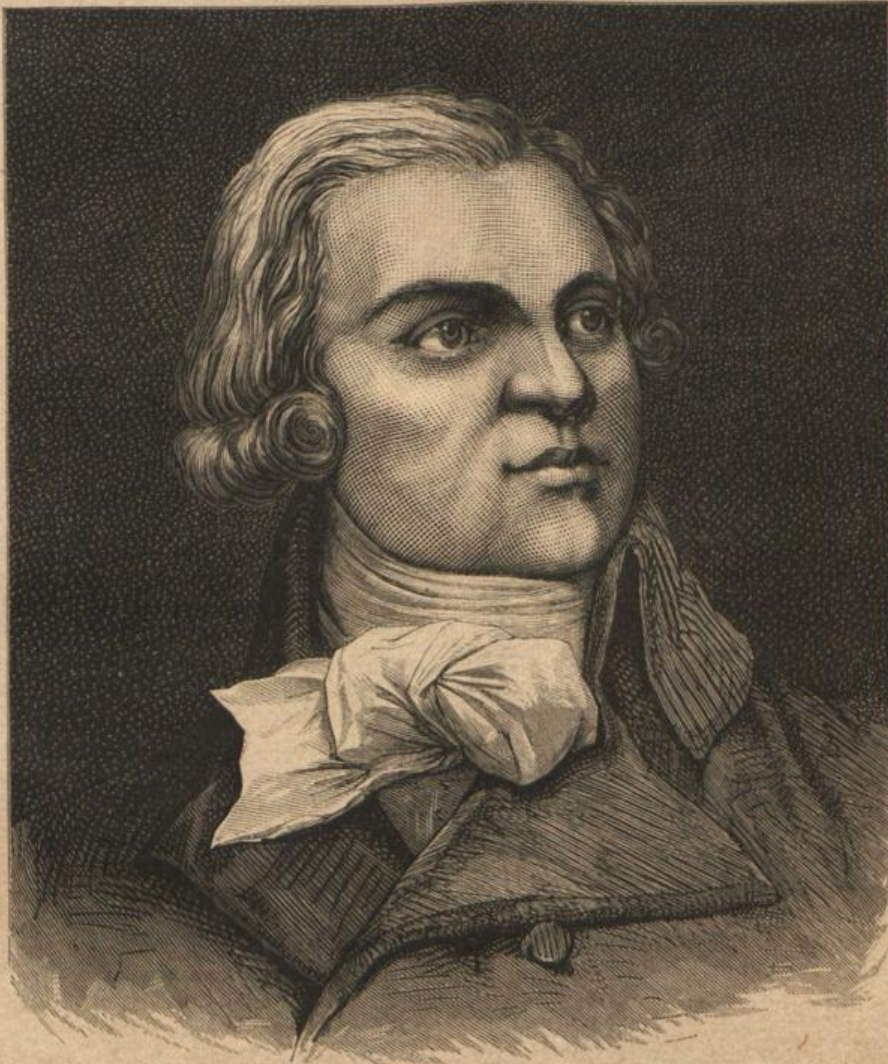
„Das starre Laub am fremden Holz,
Das ist zum Flüstern viel zu stolz,
Das hat nicht Worte, heimisch traut,
Das knarrt und klappt in fremdem Laut.“

Wie anders ist der deutsche Wald, „der heil'ge Wald im Frühlingswehn,

Wenn es in allen Wipfeln schallt,
Von Liebeslust und Lenzgewalt,
Von Finkenruf und Amselschlag,
Von Stimmen all im Blätterdach!“

(S. Behr.)

In seinem Schatten ruht es sich gut, in ihm umgaukeln uns die Märchen der Jugend, tauchen entzückende Bilder der Zukunft vor unserm Auge auf. Unsere Waldbäume erscheinen uns wie treue Gefährten, denen wir unser Lieben und Sehnen, Hoffen und Verlangen klagen dürfen. Und gar erst die Säger des Waldes, reden sie nicht mit Stimmen zu uns, die wir verstehen? Ist ihr Lied nicht das unsrige? An poetischer Wirkung kommt gewiß nichts dem deutschen Walde gleich, zumal beim Erwachen des holden Lenzes. Die süßen Vogelsänge berühren zauberhaft das Gemüth des Naturfreundes, sie sprechen zu unserm Herzen, zu unsrer Seele. Alle Gefühle und Regungen derselben finden wir im Liede unserer Säger wieder; wir hören der Liebe süßes Geflüster, ihr heimliches Klagen, ihr „Himmelhoch-jauchzen“ und ihr Entzücken. Der Gesang ist die Sprache der Vögel, die von den



Danton. Originalzeichnung. (Siehe Seite 172.)

Geschlechtsgenossen vollständig und von den andern doch wenigstens theilweise verstanden wird. Selbst ein aufmerksamer Beobachter lernt mit der Zeit dieses Lied unterscheiden. Es ist der Ausdruck und die vollkommenste Blüte der seelischen Empfindung des Vogels, die sich darin je nach besonderer Naturgabe in den verschiedenartigsten und feinsten Nuancirungen kundgibt.

Und diese Sangesgabe haben unsere Vögel im vollkommensten Grade. Was ihnen an buntem Farbensplitter des Gefieders abgeht, hat die Natur auf diese Weise zu ersetzen gesucht. Die buntfarbigen Tropenvögel stehen an Lieblichkeit und Wohlklang der Stimmen den Sängern unsers wald- und stromreichen deutschen Vaterlandes weit nach, wenngleich auch das Lied einzelner derselben hervorgehoben werden muß. Keins kommt jedoch dem

unsrer Sangeskönigin gleich, keins übt auf uns den Eindruck wie das des Sprossers und der Drossel. Aus diesen hören wir Silben und Wörter unsrer Sprache heraus, die jedoch keine Aehnlichkeit haben mit dem plapperhaften Geschwätz der Papageien und anderer „gelehrter“ Vögel. Es sind Seelentlänge, Ausrufe des Entzückens und der Wonne, Jubeltöne, die mit wehmüthigem Erzittern Widerhall in unserm Herzen finden. Wer das Drossellied des Morgens beim Hervorbrechen der Himmelskönigin belauscht und sich ganz der daraus hervordringenden Poesie hingeeben hat, der stimmt gewiß jenem Forscher zu, der in ihm die Geschichte unsrer Jugend, unsrer Liebe, unsers Schicksals hört.

Doch nicht bloß der Gesang der bevorzugten Säger ist

bemerkenswerth, auch das Zwischern der minderbegabten ist nicht ohne Anmuth und Poesie. Achten wir nur auf die Worte, die das Volk in seinem täglichen Verkehr mit der munteren Vogelwelt ihrem Liede unterlegt. Ihm klingt das schwache „Siet, siet“ des Goldammers nicht einfach, es sieht auch hierin den Ausdruck des höchsten Gefühls, wenn es seinen Sang deutet: „Wie, wie hab' ich dich lieb!“ Es würde sich gewiß der Mühe verlohnen, alle Wörter und Sätze zu sammeln, die der Volksmund der Sprache der Vögel unterlegt. Leider muß ich mich hier mit dieser Andeutung begnügen, doch geht daraus hervor, was ich schon oben ausgesprochen: das Lied unserer Vögel ist nicht eine zufällige Reihenfolge von hohen und tiefen Tönen, es ist eine Sprache, es ist der unmittelbare Ausdruck seelischer Empfindungen. Wie rührend und innig klingt das heiße Werben des Männchens um die Gunst des Weibchens im Frühling, selbst unserm Ohre verständlich; eins sucht das andere zu übertreffen. Wie ganz anders klingt aber das Lied des Siegers,

den die Spröde vor Allen ausgezeichnet. Solch ein Sänger vermag selbst unser Herz mit fortzureißen in seinen Jubeltönen. Und wieder anders klingen die Töne der Furcht, des Erschreckens und Staunens; eine andere Sprache ist es, wenn besorgte Elternliebe die junge Nachkommenschaft vor nahender Gefahr warnt. Und wahrlich, es ist Wehmuth, was aus dem langgezogenen Zwischern der fortziehenden Schwalben klingt, aber ebenso gewiß ist es auch ein Freudengeschrei, wenn sie bei des Frühlings Wiederkehr wohlverhalten das alte, liebe Nest erblicken. Es gibt nicht ein Gefühl, das der Vogel nicht in seinem Liede auszudrücken vermöchte. — Wenn wir dies alles erwägen, wird unser Herz unwillkürlich mit immer größerer Liebe zur Natur erfüllt, und der freundliche Leser folgt mir wohl gern ein Stündchen in's Freie, um unsere hauptsächlichsten Sänger in ihrem Thun und Treiben zu betrachten, um ihrem Liede zu lauschen. Ich bin gewiß, nicht unbefriedigt werden wir heimkehren, sondern gestärkt an Herz und Gemüth.

(Schluß folgt.)

Danton.

Episode aus dem Jahre 1792. Frei nach dem Französischen von D. . . P. . .

(Fortsetzung.)

Marie war allein in dem Palaste der Rue St. Honoré zurückgeblieben, nachdem ihr Vater, Bruder und Friedrich fortgestürzt waren, und flehte in inbrünstigem Gebete zu Gott, daß er diese Stürme besänftigen möge, die ihr Herz zu brechen drohten. Zuerst bat sie für ihren alten Vater, dessen greises Haupt der Wuth der Auführer bloßgestellt war; — dann gedachte sie seiner Verwünschungen gegen Friedrich und schloß ihr Gebet mit den Worten: „Mein Gott, erhöre ihn nicht!“

Betäubt von dem Getöse der Sturmglocke, schloß sie das Fenster, senkte das Haupt in beide Hände und weinte lange, bis sie, von Ermattung besiegt, in Schlaf sank und ein Traum ihr das verlorne Glück zurückbrachte. Der Name Friedrich's schwebte auf ihren Lippen und ein himmlischer Ausdruck von Unschuld und Liebe übergieß ihre Züge; es waren die letzten glücklichen Augenblicke des armen Kindes.

Aber bald erweckte sie eine furchtbare Gewehrsalve und rief sie erbarmungslos in die Wirklichkeit zurück. Eine zweite Salve folgte der ersten und bald häuften sie sich ohne Unterbrechung. Der Gesang der Marseillaise drang dazwischen bis zu ihren Ohren und der Kanonendonner mischte seine gewaltige Stimme in dieses furchtbare Concert. Marie bebte in namenloser Qual, denn auf welche Seite auch der Sieg sich neigen mochte, ihr konnte er nur Schmerzen bringen, er konnte sie zur Waise oder zur Wittwe machen und vielleicht zu beidem. Die Stunden verfloßen ihr unfähig langsam und sie begann fast, ein Unglück zu wünschen, nur um sich aus dieser qualvollen Ungewißheit erlöst zu sehen. Endlich stieg sie in den Hof des Palastes herab. Alle Diener waren fort — nur den alten Portier fand sie wehklagend auf seinem Posten.

„Ach, Germain,“ sagte sie zu dem alten, treuen Diener, „was mag da draußen Schreckliches geschehen? — Aber, nicht wahr, es wird vorübergehen und Alles wird wieder gut werden?“ — Doch ihre zitternde Stimme und ihre verstörten Mienen strafte ihre Worte Lügen.

Germain schwieg.

„Aber warum sind Alle fort, Germain?“

„Sie sind nicht mit leeren Händen gegangen; der Palast ist geplündert worden,“ sprach der Alte traurig.

Marie bemerkte erst jetzt, daß Scherben und Trümmer im Hause zerstreut lagen, und sagte erregt:

„Mein Vater wird die Frechen streng bestrafen!“

„Ihr Herr Vater, gnädiges Fräulein? Ach, er mag für sich selbst zittern. Pieron, den er gestern fortgejagt, hat geschworen, daß er sich rächen werde an dem Herrn Marquis. — Ach, und wissen Sie, gnädiges Fräulein, was mir die Leute antworteten,

als ich versuchte, sie zu ihrer Pflicht zurückzurufen? „Alle Menschen sind einander gleich!““

„Ja, selbst die, welche sich an Andere verkaufen!“ sagte das junge Mädchen mit Bitterkeit.

„Ach, liebes gnädiges Fräulein,“ fuhr der alte Portier fort, „zürnen Sie nicht über das, was ich sagen werde. Sehen Sie, Sie sind ja so gut, aber der Herr Marquis war immer sehr streng gegen seine Leute, und da denke ich immer, wenn sie sich nur nicht rächen wollen — zu begreifen wär's schon.“

„Sich rächen? — an uns?“ flüsterte Marie schauernd, indem sie nach ihrem Zimmer ging. „O Gott, beschütze uns vor dieser elenden Bedientenrasse! Das Volk mag sich seine Freiheit erobern — aber diese Menschen werden sie sich nur stehlen!“

Sie fühlte jetzt, wenn sie es auch noch nicht zu begreifen vermochte, daß sich ein Umsturz aller Verhältnisse vollziehe, und ihr schwindelte bei dem Gedanken, wie dies enden solle.

Endlich, nach vier qualvoll verbrachten Stunden, hörte Marie nur noch einzelne Flintenschüsse, die immer feltner wurden, bis zuletzt Alles in tiefem Stillschweigen erstarb. Der Kampf war also beendet, aber welche Partei hatte gesiegt? Das fragte sie sich mit unfähiger Angst, und ihr Herz wäre gebrochen, wenn die Ungewißheit länger gedauert hätte. Doch kaum waren die letzten Schüsse verhallt, als Paul mit entblößtem Degen, mit zerrissenen, blutbefleckten Kleidern in ihr Zimmer stürzte.

„Paul!“ schrie sie auf. „Am Gotteswillen, wessen Blut ist auf deinen Kleidern? — Warum kommst du allein zurück?“

Es lag auf dem Grunde dieser Frage eine zweite, entseßliche, die sie nicht zu thun wagte. Paul antwortete nicht, sondern bewegte nur, den Kopf lauschend vorgebeugt, wie abwehrend, die Hand. Plötzlich ergriff er den ihm zunächst stehenden Stuhl, und bereitete sich vor, die Thüre zu verbarrikadiren; aber ehe er bis zu dieser gelangte, stand Friedrich vor ihm.

„Ha! so wagst du es, mich sogar bis hierher zu verfolgen!“ schrie Paul, seinen Degen gegen ihn zückend. „Aber sieh' dich vor, ich werde mein Leben theuer verkaufen.“

„Ist es nicht genug an einem Opfer in der Familie?“ sagte Friedrich traurig, indem er die Spitze des Degens mit dem Kolben seines Pistols abwehrte. „Dieser Kampf hat schon zu viel Blut gekostet!“

„Ein Opfer — ein Opfer?“ wiederholte Marie mit starrem Auge, als sinne sie einem Gedanken nach, den sie nicht zu fassen vermöge. Paul ließ seinen Degen fallen, näherte sich seiner Schwester und sprach mit tonloser Stimme:

„Ja, Marie, wir sind Waisen. — Ich sah ihn unter den Ersten fallen.“

„Und ich kam erst nach seinem Tode in den Kampf, gewiß, erst nach seinem Tode, Marie!“ rief Friedrich, zitternd, daß der blutige Leichnam des Vaters sich als unübersteigliche Schranke zwischen ihn und Marie stellen werde; aber Marie hörte nicht auf ihn; vom Schmerze gebrochen, wankte sie und sank starr und thränenlos in einen Sessel.

Friedrich beugte sich zärtlich zu ihr und preßte ihre kalte Hand an seine Lippen. Dann zog er ein zusammengefaltetes Papier aus dem Busen und reichte es Paul, ohne die Augen von der Geliebten abzuwenden.

„Hier ist ein Paß!“ sprach er langsam. „Reisen Sie mit Gott und vergessen Sie nicht, daß wir Zwei in Paris zurückbleiben, um für Sie zu bürgen.“

„Ich werde meinen Vater rächen!“ sagte Paul finster.

„Unsinziger!“ rief Friedrich lebhaft. „Auch auf den Straßen schreit man nach Rache; auch an deinem Degen klebt Blut . . . wer sagt dir, daß nicht auch du Waisen gemacht hast? — Vergib, auf daß dir vergeben werde!“

„Und wer wird meine Schwester beschützen?“

„Ich gehe nicht nach Koblenz!“ antwortete Friedrich.

„Nun, wohlan denn! Wir sehen uns wieder. Lebe wohl, Marie!“ rief Paul und wandte sich zum Gehen; aber ein Schreckensruf entrang sich seiner Brust, denn die Thüre war zum zweitenmale durch einen Feind versperrt, der mit einem einzigen Blicke beide junge Leute unbeweglich auf ihrem Plage festhielt.

„Danton!“ riefen Beide wie aus einem Munde.

„Wer einem Emigranten zur Flucht verhilft, ist dem Tode verfallen!“ sprach Danton langsam, Friedrich starr anblickend.

Hierauf hob er Paul's Degen vom Boden auf und zerbrach

ihn, riß den Paß aus den Händen des jungen Mannes, der wie betäubt stand, und zerriß ihn in Stücke, indem er sagte: „Sie kommen von Koblenz, aber Sie werden nicht dahin zurückkehren!“

Im selben Augenblicke drang die Volksmenge, gleich einem entfesselten Strome Alles vor sich niederwerfend, in den Palaß. Das verhängnißvolle „Ca ira“ ertönte wie ein Grabgesang, und hundert Föderirte, die rothe Mütze auf dem Haupte, stürzten in den Salon und schrien: „Nieder mit dem Aristokraten!“

Aber Danton streckte ihnen abwehrend den Arm entgegen, und an diesem mächtigen Damme brach sich der Strom.

„Hier ist der Verhaftsbefehl für diese ganze Familie!“ sprach der Tribun, indem er einen Föderirten zu sich heranwinkte. Dieser gehorchte, empfing seine Verhaltungsbeehle, wählte unter seinen Begleitern die stärksten Männer aus und ordnete aus ihnen ein Peloton, welches bis in die Mitte des Saales vorschritt.

Paul nahm seine Schwester bei der Hand und stellte sich mit ihr in die Mitte dieser neuen Garde. Marie war bis zu diesem Augenblicke theilnahmslos für Alles geblieben, was um sie her vorging; aber jetzt, als sie sich von all diesen fremden, unheimlichen Männergestalten umringt sah, streckte sie, wie unwillkürlich, ihre freie Hand nach Friedrich aus und dieser durch-eilte den Saal und stellte sich neben seine Geliebte.

„Was thust du?“ rief Danton.

„Auch ich gehöre zur Familie!“ war Friedrich's Antwort.

„Vorwärts denn!“ rief Danton scharf, und die kleine Abtheilung der Sanskülotten geleitete seine Gefangenen ohne Aufsehung durch eine, noch vor wenig Augenblicken nach Rache ledzende Menge, welche die Macht eines einzigen Menschen beruhigt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Abgerissene Bilder aus meinem Leben.

Von Joh. Ph. Becker.

I.

Der Demagogenwolf, Verhaftungs-, Gefängniß-Scenen und ein Fremdwort, das Tod oder lebenslängliches Zuchthaus bedeutet.

(Fortsetzung.)

„Nur ruhig verhalten einstweilen, es wird bald etwas Besseres zu thun geben,“ antwortete ich laut, Allen vernehmbar. Dennoch ging ein Lehrjunge mit einem Haumesser auf den Gensdarm los, so daß ich ihn am Arm packen und zurückziehen mußte, worauf ich mich sogleich zum Umkleiden nach meiner Wohnstube begab, in die mir der Brigadier auf dem Fuße folgte und dadurch sofort ein lautes Wehklagen meiner hochschwangeren Frau und unserer Kinder hervorrief. (Ich war damals 23 Jahre alt und Vater von 2 Kindern, eines Knaben von 5 Jahren, der 1847 als Leutnant des 12. Berner Bataillons den Sonderbundskrieg, 1849 als Generalstabshauptmann die süddeutsche Mairevolution und 1860—1864 als Oberst des 28. Ohioreregiments den nord-amerikanischen Krieg gegen die Sklavenhalterstaaten mitmachte und dabei mit Hinterlassung von Frau und 3 Kindern unklam, und eines Mädchens von 1 Jahr, das jetzt Mutter von 3 Söhnen von 25, 23 und 21 Jahren ist.) Indessen vernahm ich einen ungeheuren Lärm auf der Gasse, der mich einen neuen Kravall, vermehrte Unannehmlichkeit für mich und nachtheilige Folgen für die allgemeine Sache vermuten ließ. Als ich dann nach herzzerreißendem Abschied von meiner Familie mit meiner freiwilligen Leibgarde die Stiege hinunter gekommen war, fand ich den Hausgang, obgleich die Haus- und Hofthüren von doppelt bewaffneten Gensdarmen besetzt waren, derart mit Menschen überfüllt, daß ich mich nur mit vieler Energie bis zum Ausgang durchdrücken konnte. Von hier aus weiter zu kommen, war wegen des wachsenden Aufstaus und der gereizten Stimmung der Massen einstweilen gar nicht möglich. Meister, Gesellen und Lehrlinge in Hemdbärmeln und Arbeitsschürzen, Weiber und Gassenjungen drängten sich immer näher an mich heran. Da hieß es unter betäubendem Durcheinandergeschrei: „Dableiben Jean Philipp, die

Gensdarmen sollen sich zum Teufel packen.“ Dazwischen vernahm man von links- und rechtsher überlaute einzelne Stimmen: „Die Freiheit soll leben!“ Hoch, die Republik!“ „Alle für Einen und Einer für Alle!“ „Fort mit den Fanghunden!“ „Nieder mit dem Demagogenwolf!“ Jetzt arbeitete sich der untersetzte, kräftige Wirth der „Weißen Taube“, Löw, Stadtrath und Freund meines Vaters, durch die kompakte Menge bis nahe zu mir heran, mir gleichsam gebieterisch zurufend: „Jean Philipp, Du gehst mir nicht aus Deinem Haus heraus, sonst hab' ich gar keinen Respekt mehr vor Dir“ und sich dann gegen die Gensdarmen wendend: „Und Ihr, Polizeimänner, könnt heimgehen und Eurem Herrn sagen, daß wir in Frankenthal keinen ehrlichen Bürger einsperren lassen.“ „Bravo, Bravo, so ist's recht!“ erscholl es von allen Seiten; dann stieg die Aufregung und die Menge von Sekunde zu Sekunde. Nur mit der äußersten Kraftanstrengung und dem vollsten Aufwand meiner Stimme gelang es mir endlich, mir Gehör zu verschaffen und die guten Leute durch Klarlegung der Sachlage zu ernüchtern und zu beschwichtigen. „Vor Allem muß ich euch sagen,“ begann ich, „daß ich fest entschlossen bin, dem mir überreichten Verhaftsbefehl Folge zu leisten; denn wenn ich nicht mitginge, so müßte ich mich entschließen, landesflüchtig zu werden, was ich aber um jeden Preis vermeiden will, denn es gibt bald sehr viel in Deutschland für's Volkswohl zu thun, und da möchte ich doch für mein Leben gern dabei sein. Wenn ich hätte fliehen wollen, so wäre ich mit dem Brigadier in meinem Hause oben allein fertig geworden und über alle Dächer hinaus jetzt schon auf freiem Felde angelangt, und zwar ohne irgend einen meiner Freunde und Mitbürger zu kompromittiren. Allerdings könntet ihr jetzt leicht, wenn ich zustimmte, gegenüber den wenigen Gensdarmen, die gleichsam jetzt

schon unsere Gefangenen sind, meine Abführung verhindern, aber dann kommt eine sechsfache Zahl, und wenn diese nicht hinreicht, so kommt eine Kompanie Jäger vom nahen Oggersheim, und wenn auch diese nicht stark genug sind, so kommen eben von Speier und Landau gleich ganze Regimenter, und dann werdet ihr doch nicht glauben, daß wir hier mächtig genug dagegen sind. Das bedeutet ja eine große Revolution („Ja ja, eine Revolution!“) und da wird sicher nicht gleich von heute an wegen meiner unbedeutenden Person das ganze Land aufstehen („Warum denn nicht?“), und dazu fehlt es doch noch sehr an Organisation, Waffen und Munition („Wir haben ja Hämmer und Hackbeile, Sensen und Messermesser!“). Wir müssen doch erst sehen, ob's nicht noch Gerechtigkeit gibt in der Pfalz; flagranente Fälle und triftige Gründe liegen noch keine vor, die uns berechtigen, daran zu verzweifeln; wir haben ja die Geschworenengerichte („Aber keine durch's Volk gewählte!“). Schlagen wir unter den dormaligen Bedingungen los, so thun wir dem Oberherrn aller „Demagogenwölfe“ den größten Gefallen, denn wir bringen dabei nur nutzlose Opfer von verwundeten und getödteten Brüdern, und statt daß jetzt nur Einer von uns in's Gefängniß soll, so werden dann Hunderte in Ketten und Banden in die Kerker geworfen („Aber noch nicht so geschwind!“). Bedenkt doch, daß noch durch ganz Baden so ziemlich allgemein nach der Pfeife von Kottel und Welker nur auf „geseglichem Weg“ vorwärts marschirt werden soll, und daß man in Rheinhessen, wo von Mainz aus Oesterreich und Preußen regieren und kommandiren, und in den andern Nachbarländern sich ebenfalls noch recht kühl verhält. Nun will ich euch aber etwas sagen: Vorhin hab' ich den Ruf gehört „Einer für Alle, Alle für Einen!“ Gut so, jetzt geh' ich, also Einer für euch Alle in's Gefängniß, und wenn es dann keine Gerechtigkeit mehr gibt und der Sturm in rechter Wucht losgeht, so steht dann ihr Alle ein für mich, den Einen, und erlöst mich aus der Gefangenschaft.“ Nach diesen Worten konnte ich wahrnehmen, daß die Temperatur der momentanen Revolutionshöhe bedeutend gesunken war, und hatte ich den Gensdarmen schon einen Wink gegeben, um aufzubrechen, als auf einmal meine Tante, Friederike Pohlly, eine hochgestaltige, imponirende Frau, neben mir auf der zweistufigen Thürschwelle in großem Regligé erschien und mir, mich mit furiosen Augen anblinzelnd, herrisch gebot: „Ich sag' dir, Jean Philipp, du gehst mir nicht fort, du gehst 'nauf zu deiner Frau und deinen Kindern!“, und sich rasch gegen die Gensdarmen wendend: „Und ihr da wollt die Finger an meinen Nissen legen? Euch soll ja gleich das . . .“ Sie hatte noch nicht ausgesprochen, als sie unter großem Gejubil

einen der Gensdarmen an der Brust packte; ich aber sprang ebenso schnell mit aller Kraft dazwischen, die gute liebe Tante unter Bitten und Flehen auf die Seite schiebend, so daß sie ihrem erzkühten Herzen nur noch mit Verwünschungen der bayrischen Obrigkeit Luft machen konnte. Sie hielt mich aber immer noch mit beiden Händen krampfhaft fest am Arm, mich angestrengt nach innen ziehend, um mein Fortgehen zu verhindern. Nur durch meine bestimmte Versicherung, daß die ganze Verhaftung ja nichts Anderes bedeute, als eine Untersuchung, und daß ich nach einigen Stunden wieder heimgehen könnte, was die Gensdarmen, die sich in einer sehr peinlichen Klemme fühlten, schlauerweise bestätigten, konnte ich sie endlich, während ihr nun die Thränen über die runden Wangen zu perlen begannen, beschwichtigen und, ihr die Hand drückend, Abschied nehmen. Meine Eltern, die in einer entfernteren Gasse wohnten, hatten zu meiner Beruhigung bis dahin noch nichts von dem Vorgang erfahren. Da sich nun die Menschenmasse auf der Straße auch weit ruhiger verhielt, so sah ich den Augenblick gekommen, wo ich mir durch die Volksgnade die Erlaubniß erworben, mich einkerern zu lassen. Jetzt rief ich der Gensdarmerie „Vorwärts, marsch!“ zu, und sie folgte mir auf's Wort, als wäre es meine Leibgarde. Doch ließ das Ding immer noch nicht ganz glatt ab, denn auf dem Wege zu meiner neuen Residenz hatte ich noch ein gar zahlreiches Gefolge; die Hallo! Hui! und Pfui! auf die Polizeimannschaften wollten kein Ende nehmen; überall auf unserm Wege riß man die Fenster auf und rannten die Leute aus den Häusern heraus; mehrmals kam unser Zug nur mit knapper Mühe an dem Rande blutigen Konflikts vorbei. In diesem „Gangen und Bangen in schwebender Pein“ sagte auch der Brigadier zu mir: „Wenn Sie nicht so vernünftig wären, hätte uns das Volk längst kaput gemacht; da möcht' der Teufel Gensdarm sein!“ Wie oft hatte ich es damals auch zu bedauern, bei meinen Pfälzer Landsleuten neben gesundem revolutionärem Geiste und zu jeder guten That so rasch erregbarem Temperamente, so geringe Einsicht in die politische Aufgabe der Zeit und so großen Mangel an Ueberblick über die allgemeine Sachlage wahrzunehmen. Glaubte doch die große Mehrheit von ihnen, es genüge, wenn Jeder bei so oder so gebotenen Umständen je nach seinem Geschmack für die „Freiheit“ kämpfe. Deshalb war ich auch überzeugt, daß mir viele meiner Frankenthaler Mitgenossen es in ihrem ganzen Leben nicht ganz verzeihen würden, daß ich sie heute bei einer so schönen Gelegenheit um den süßen Genuß gebracht, einige Vollstrecker obrigkeitlicher Befehle recht gründlich durchzuprügeln und in solch' erhabener Weise „Freiheitshelden“ zu werden. (Fortsetzung folgt.)

Georges Danton (sprich Schorsch Dangtong), dessen Portrait in unserer heutigen Nummer vorliegt, wurde am 28. Oktober 1759 zu Arcis sur Aube geboren; er widmete sich dem Rechtsstudium und ließ sich als Anwalt und Notar in Paris nieder. Er beschäftigte sich aber mehr mit dem großen öffentlichen Prozeß, welchen die Materialisten der Religion, Monarchie und alten Gesellschaft machten, als mit Privatprozessen um kleinliche Eigenthumsdifferenzen. Der Ausbruch der Revolution brachte auch seine vulkanische Natur zum Ausbruch. Mit Camille Desmoulins und Marat gründete er den Cordeliers-Klub, der eine Zeitlang dem Jakobiner-Klub die Stange hielt. Sein Wort, daß es den verbündeten Reaktions-Mächten gegenüber nur der Kühnheit, der Kühnheit und noch einmal der Kühnheit bedürfe, ist weltbekannt. Danton hat mächtig mitgearbeitet an der Herkulesarbeit der Jahre 1789, 1790, 1791, 1792 und 1793. Es ist aber ebenso unbegründet wie einfältig, ihn zum Ueheber des 10. August (Sturm der Tuilerien und Sturz des Königthums) und der „Septembervorde“ zu machen. Diese politische Weltwende war nicht das Werk eines einzelnen Individuums, konnte es nicht sein, da nie ein Individuum gelebt hat, noch je leben wird, das den millionsten Theil der dazu nöthigen Kraft besäße. Mythe, freilich Mythe anderer, boshafterer Art, ist auch, was über Danton's Privatleben, seine „monströse Lächerlichkeit“ erzählt wird. Erwiefenermaßen führte er das glücklichste Familienleben. Desgleichen hat es sich als Verleumdung herausgestellt (dank den Forschungen Robinet's in Paris), daß Danton von der Königin Marie Antoinette bezahlet worden sei. Die über sein Treiben in Belgien umlaufenden schlimmen Gerüchte (daß er in Gemeinschaft mit Dumouriez eine korrupte Wirthschaft geführt und mit den Orleans Beziehungen unterhalten habe), dürfen hingegen nicht ganz aus der Luft gegriffen sein. Bis zu Marat's Tod (Juli 1793) einer der drei von den Volksfeinden am meisten gehaßten und gefürchteten Revolutionsmänner, der sogenannten

„Triumviren“ (Marat, Danton, Robespierre), fing er im Herbst 1793 an, matt und lahm zu werden. Er zog sich eine Zeitlang auf's Land zurück, wo er den Rest seiner Energie verlor. Bei seinem Wiedereintritt in's politische Leben plaidirte er für eine Politik der Schonung und Mäßigung, die allerdings den Selbstmord der Revolution bedeutet hätte. Von Tag zu Tag erweiterte sich die Kluft zwischen Danton und Robespierre. Ein Konflikt war unausbleiblich. Statt sich zum Kampf zu rüsten, legte Danton die Hände in den Schoß, stieß dann und wann ein paar seiner pomphaften „geflügelten Worte“ aus, und harrete thatlos der Dinge, die da kommen sollten. Sie kamen. Nachdem Robespierre unter dem thörichten Weisheitsruf, theilweise sogar mit Hülfe Danton's und seiner Freunde (der „Dantonisten“, obenan der geistvolle Journalist Camille Desmoulins), die Hebertisten über-rumpelt und auf's Schaffot geschafft hatte, ließ er in der Nacht vom 30. auf den 31. März 1793 Danton und dessen einflußreichste Freunde verhaften. Am 1. April erschienen sie vor dem Revolutionstribunal. Von dem Gerichtspräsidenten Dumas dem Brauche gemäß nach Namen, Alter und Wohnung gefragt, antwortete das Haupt der Angeklagten, fast prahlerisch stolz: „Ich bin Danton, hinfänglich bekannt in der Revolution; ich bin 35 Jahre alt; meine Wohnung wird bald das Nichts sein, und mein Name wird im Pantheon der Geschichte leben.“ Die Prozeßverhandlungen dauerten mehrere Tage; sie waren übrigens blos eine theatralische Förmlichkeit, denn die Verurtheilung war von vornherein beschlossen. Am 4. April wurde Danton, nebst Camille Desmoulins, Vacroiz, Philippeaux und 11 anderen, zum Theil gemeiner Verbrechen Angeklagten — das war ein Robespierre'sches Kunststückchen! — für Schuldig erklärt, und am folgenden Tag guillotiniert. Drei und einen halben Monat später erfüllte sich Danton's Prophezeiung: „Ich ziehe Robespierre nach! Robespierre folgt mir!“